

wollte ihm nicht wohl, indem er ihn einen Metaphysiker nannte, und Candide hatte gar nichts gesagt. Aber in diesem Augenblick, da der Fremde zum dritten Male vor ihm stand, spürte er, als er auf sah, wie weggewischt von einer magischen Hand das Fragezeichen auf der gefalteten Stirn. Das spürte er so deutlich, dass er aufsprang, dem Fremden ganz nah ins Gesicht schaute und langsam die Worte sprach, als ob ein anderer sie aus ihm redete: „Ihr seid die Antwort.“

Und nun sprach der Fremde.

Von seinem Kohlgarten hatte sich Candide ja nicht dämpfen lassen. Die Schnecken frassen daran, und er musste sie töten. Denn wovon sollten die Schnecken leben, wenn er ihnen seinen Kohl nicht erlaubte? Hasen, die auch daran Geschmack fanden, fing er in Fallen. Nein, er hatte sich nicht dämpfen lassen. Er hatte im Übel der Welt nur gewählt zwischen zwei Übeln. Aber es war ihm keine Antwort nach dem Sinn des Lebens geworden, so sehr sich auch Martin, der Philosoph, bemüht hatte, ihm zu beweisen, dass er diese Frage ja längst damit beantwortet habe, dass er lebe, und dass er sie mit einigem Rechte nur als Embryo im Mutterleibe hätte stellen können, aber in dem Augenblicke der Geburt bereits beantwortet habe. Es könne, meinte Martin, ganz gut angenommen werden, dass ein und der andere Embryo die Frage sich durchaus negativ beantwortete und sich hartnäckig weigere, auf diese Welt zu kommen. Aber da es süß sei, Genossen im Leiden zu haben, zögen die Menschen solche obstinate Geburten, die lieber inter faeces et urinam verfaulen möchten als leben, mit der Zunge in diese Welt. Nun sei aber Candide, soviel er wisse, ganz freiwillig dem mütterlichen Schosse entschlüpft und sei jedenfalls da, und darum sei die Frage überhaupt keine mehr, da sie eben durch sein Dasein schon vom Tage der Geburt an die Antwort gefunden hätte. Der geschichtslose Wilde lebe recht und richtig wie der Geschichte machende Europäer: man könne da das eine dem andern vorziehen, aus natürlichem Geschmack, aus trüben Erfahrungen, aus vermeintlicher Erkenntnis des vermeintlich Besseren, aber das ändere weiter gar nichts und sei so oder so, sicher nicht Antwort auf die grosse Frage, die nicht gross, sondern ganz sinnlos nur wäre.

Aber Martin hatte gut reden. Denn Candide wusste das längst. Er baute seinen Kohl, aber niemand merkte, dass ihn dabei fieberte. Er war aus der schlechtesten der Welten nur in einen ihrer konfliktärmsten Winkel gelaufen. Lebte er hier geschichtslos? War er nicht Dschengis-Khan alles Getiers, das zu seinen Kohl ging? Ja, wenn er zu Kohl hätte werden können! So aber machte er Geschichte in der Welt des Kohls, er, der kleine Candide, in der ihm entsprechenden kleinen Welt.

Und nun sprach der Fremde.

Candide hatte in seinem Kohlgarten ja hinreichend Zeit gehabt, nachdenklich, man könnte fast sagen philosophisch zu werden. Das Leben ist ein etwas lang dauernder Prozess der Ermüdung. Das Leben ist die Kunst, zureichende Schlüsse aus unzureichenden Prämissen zu ziehen. Das Leben ist kein Rätsel, sondern ein gordischer Knoten, der früher oder später durchhauen wird. Das Leben ist ein zumeist wertvoller Aberglaube. Der Anfang des Lebens ist der Anfang einer Illusion, als ob wir einen freien Willen hätten und so was wie die Notwendigkeit, also Anerkennung des Faktums, dass man sagen kann „ich kann“ und „ich kann nicht“ oder „ich möchte“ und „ich muss“. Solche Worte kamen Candide mit dem Spatenstechen, begleiteten es mit dem monotonen Rhythmus eines Arbeitsliedes. Oder es kamen ihm beim Jäten so Gedanken über den lieben Gott, den er vom Teufel nicht trennen konnte, ohne zu wissen, dass er damit den lieben Gott umbringe. Denn ohne den Teufel ist Gott allein, also tot. Wenn die Tugend allein regierte, das wäre, wie jede Alleinherrschaft, ganz unerträglich. Es ist die Funktion des Lasters, die Tugend in vernünftigen Grenzen zu halten. Gott hat, zumal transzendent, seine grossen Verdienste. Aber er hat natürlich auch seine Fehler. Sehen wir auf seine Fehler und bedenken wir dabei seine Tugenden, so sind wir über die ersten so erschüttert, dass wir davor zurückschrecken, die Fehler ihm zuzuschreiben, und darum haben wir den Teufel erfunden, ohne zu bemerken, dass es entschuldbarer wäre, wenn Gott den Teufel umbrächte und so mit dem Bösen fertig würde, als es entschuldbar ist, dass Gott nie alles sein kann, was er sein möchte. Denn Gott ist nicht so weiss, wie man ihn malt, und steht sich mit dem Teufel besser, als Leute denken. Der Teufel ist Gott zu sehr nutz, als dass er ihm Böses wünsche und umgekehrt. Sie reden ja recht schlecht aufeinander, aber sie spielen sich doch in die Hand als Partner seit Ewigkeit. Dass Gott nur gut, der Teufel nichts als schlecht sei, das ist bloss der wissenschaftliche Eigensinn nach reinen Ideen. Gott hat mehr Atouts als der Teufel, es ist daher besser auf ihn zu setzen, aber der Unterschied ist nicht so gross, wie die Leute mit dem Tip behaupten. Wer Weintrauben isst, fängt von oben mit den besten Beeren an. Trifft ihn dabei der Tod, wie absurd wäre es gewesen, hätte der Esser die schlechten von unten zuerst gegessen! Es ist also schon richtiger, auf den lieben Gott zu setzen und nicht auf den Teufel. Aber Heilige und gar Propheten gingen Candide ganz gegen den Geschmack. Er fand sie erzürnt darüber, dass die Welt sie nicht so hoch einschätze wie sie selber es täten.